

Dirk Meyer-Bosse

Etwas Besseres
als den Trott
findest du überall

Was will ich wirklich vom Leben?

Notgedrungen stellt sich Dirk Meyer-Bosse diese Frage, als er mit Mitte 40 innerhalb weniger Wochen fast alle seine Sicherheiten verliert.

Er bricht auf und tourt rund neun Monate lang durch Lateinamerika und Ozeanien. Eine Reise, die unwillkürlich auch zu seiner inneren wird und sich um das für ihn existenzielle Thema dreht: Was bedeutet Freiheit?

Packend und sehr persönlich schildert Dirk Meyer-Bosse kleine und große Erlebnisse in ganz unterschiedlichen Kulturen und mit ganz unterschiedlichen Menschen. Auf seinem oft überraschenden Weg lernt er seine Freiheit kennen – und seine Ängste.

Grenzerfahrungen? Jede Menge. Große Gefühle? Aller Art. Lebensveränderung? Unvermeidlich.

DIRK MEYER-BOSSE, Jahrgang 1971, ist promovierter Kulturwissenschaftler und machte nach seinem Studium Karriere im PR-Bereich. Er arbeitete unter anderem als Pressesprecher für diverse Medienunternehmen und zuletzt als Kommunikationschef im Profifußball.

Mitte 2015 kehrte er dem Angestelltendasein nach 17 Jahren den Rücken und ging auf Reisen. Seither fühlt er sich in vielen Ländern der Erde zu Hause und lebt am liebsten dort, wo den ganzen Tag die Sonne scheint.

Dirk Meyer-Bosse

Etwas Besseres
als den Trott
findest du überall

Mit 84 farbigen Fotos
und einer Karte

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die im Buch dargestellten Erlebnisse, Dialoge und Personen basieren auf Erinnerungen und weichen an einigen Stellen gewollt oder ungewollt von der Realität ab. Namen und Merkmale einzelner Personen wurden zum Schutz ihrer Privatsphäre mitunter geändert.

Foto Umschlag: Mount Cook, Neuseeland

ISBN: 978-3-96940-099-9

1. Auflage 2021

© (2021) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte bei Dirk Meyer-Bosse

Fotos Umschlag und Innenteil: Dirk Meyer-Bosse

Gestaltung Cover und Bilder: IM Design, Utrecht

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (DE)

In Kürze

- Kilometer: rund 118.000
- Länder: zwölf
- Inseln: elf
- Metropolen: neun
- Bilder: mehr als 10.000
- Abenteuer: etliche unglaubliche
- Zufälle: haufenweise schräge wie schöne
- Ängste: zu viele
- Erfahrungen: einige lebensverändernde
- Menschen: Dutzende wunderbare (und eine Diebin)
- Liebe: es kommt ja immer anders
- Freiheit: Sie werden sehen!

Natürlich passte längst nicht alles, was ich von September 2015 bis Mai 2016 in der Welt erleben durfte, zwischen die Buchdeckel. Doch das wäre des Guten auch zu viel gewesen, zumal Reisen etwas sehr Subjektives ist.

Und bevor es jetzt losgeht, noch ein Hinweis: Kein Mensch, nicht mal ich selbst, könnte all das eins zu eins so nachmachen, wie ich es getan habe. Dieses Buch soll also keine Gebrauchsanweisung sein. Vielmehr geht es mir um Inspirationen. Für Sie, liebe Leserinnen und Leser! Für Ihren eigenen Weg.



Diese Leseprobe ist durch ein Copyright geschützt!

Inhalt

Achterbahn Leben	10
Es ist nicht leicht, aber einfach	18
Mut tut gut	54
Eine Frau stellt sich mir in den Weg	93
Natürlich kommt es anders	132
Die Sache mit den Erwartungshaltungen	166
Das wieder Sehen im Wiedersehen	197
Was die Natur auslösen kann	228
Die andere Seite des Paradieses	275
Weiter, immer weiter	306
Und was nun?	342

Achterbahn Leben

Ich hatte es geschafft. Mein Leben war eingerichtet. Ich arbeitete als Kommunikationschef im Profifußball – mein Traumjob! Von Kunden und Kollegen fühlte ich mich geschätzt und von Claudia aus der Finanzabteilung seit einem Dreivierteljahr sogar geliebt. Ich strotzte nur so vor Energie und Selbstbewusstsein. Mit 43 Jahren hatte ich mein Glück gefunden.

Reine Routine, dachte ich, als ich zum Arzt ging. Die Krankenkasse legt in meinem Alter eben langsam Wert auf Vorsorge. Dann macht man das halt, auch fürs Gewissen.

Doch diesmal blickte mich meine Ärztin strenger an als sonst. »Haben Sie viel Stress?«

»Geht so«, antwortete ich und kaute auf der Unterlippe.

Sie schickte mich zum Neurologen, der mich gleich weiter zum Radiologen. Die zwanzig Minuten in der hämmernden Röhre mit dem kalten Kontrastmittel in den Venen kamen mir wie Stunden vor.

»Möglicherweise haben Sie eine schwere Krankheit«, meinte der Neurologe, nachdem er die MRT-Bilder auffällig lange studiert hatte. »Aber sicher kann ich das nicht sagen.«

Ich schluckte.

Ein paar Tage danach rief mich mein verwitweter Vater an. »Ich kann nicht mehr, und ich will auch nicht mehr«, klagte er mit gebrochener Stimme. »Mein ganzer Körper besteht bloß noch aus Schmerzen.«

Infolgedessen verbrachte er seine Zeit fast durchgängig liegend, tagsüber auf der Couch im ehemaligen Kinderzimmer meines Bruders. Gefangen in einer tiefen Depression.

Ich fuhr sofort zu ihm. Er war immer mein Fels in der Brandung gewesen, besonders nach dem viel zu frühen Tod meiner Mutter vor mehr als 20 Jahren. Nun tat er mir nicht nur unendlich leid, sondern ich hatte vor allem große Angst, auch ihn zu verlieren.

Vier Wochen später, zwei Tage nach Silvester, bat mich Claudia um ein Gespräch in meiner Wohnung. Gerade erst hatten wir uns noch mit ihrer Mädels-Clique getroffen und zusammen ins neue Jahr reingefeiert. Doch bereits um Mitternacht war es Claudia wichtig gewesen, mir für die Zukunft nichts versprechen zu wollen – schon gar nicht etwas Gemeinsames.

Am Neujahrmorgen hatte sie sich dann zu Hause im Bett vergraben und jeden meiner Vorschläge für das verlängerte Wochenende abgelehnt. Sie wollte mich weder hören noch sehen. Aber am nächsten Vormittag wollte sie plötzlich reden.

Ihr Atem roch nach Rauch. Bereits damit hielt Claudia mich auf Abstand. Kein Kuss, nicht mal eine kurze Umarmung zur Begrüßung. Sie legte mir meinen Hausschlüssel auf den Esszimmertisch und blieb keine Viertelstunde. Zehn Minuten der Zeit gingen für das Packen ihrer Sachen drauf. Auf Erklärungen verzichtete sie ganz.

»Ich möchte dich als Mensch nicht verlieren«, sagte sie noch und ließ die Tür einen Spalt breit offen. Ich knallte sie hinter ihr zu und lief durch meine Wohnung wie durch einen Film. Nichts kam mir echt vor. Doch der Schlüssel auf dem Tisch war greifbar.

Auf einer Attraktivitätsskala von Eins bis Zehn hatte ich Claudia, die zwölf Jahre jünger war als ich, mit ihren halblangen blonden Haaren, den fröhlichen blaugrünen Augen, ihrem einnehmenden Lächeln und der makellosen Figur liebesblind die Elf gegeben. Jetzt musste ich schmerzlich erkennen, dass ich

für sie nicht viel mehr als so jemand wie der kleine Bruder von Christian Lindner gewesen war.

Mit dem medizinischen Bulletin im Kopf, der Sorge um meinen Vater vor der Brust und dem Schmerz des Verlassenen im Herzen fiel mir in den Wochen danach das hohe Pensum im Job zunehmend schwerer. In meinem Vertrag stand zwar lediglich eine Arbeitszeit von Montag bis Freitag, aber Fußball wird eben zumeist am Wochenende gespielt, und Journalisten wollen rund um die Uhr alles wissen. Folglich war mein Chef 120 Prozent Einsatz an sieben Tagen in der Woche von mir gewohnt. Als notorisches Arbeitstier hatte ich das nie hinterfragt, sondern einfach immer funktioniert.

Nun hatte ich jedoch zu kämpfen – und mein Chef, ein Walross von einem Mann, handelte prompt. Er erhöhte den Druck und fing damit an, mich in meinen Verantwortlichkeiten zu entmachten. Meine loyalen Mitarbeiter berichteten mir, dass er hinter meinem Rücken nur noch schlecht über mich redete. Derselbe Chef, der mir zuvor jahrelang immer wieder ins Gesicht gesagt hatte, dass in seiner Abteilung ohne mich gar nichts laufen würde.

Mir fehlte die Luft zum Atmen. Ich musste da raus! Vier Tage Urlaub wurden mir genehmigt. Ruhe, Stille. In den Dünen auf Sylt schöpfte ich neue Kraft und neuen Mut.

Doch es half mir nichts mehr. Man wollte die Trennung – und natürlich einigten wir uns einvernehmlich. Nach fünfeinhalb Jahren verließ ich das Unternehmen Ende Juni offiziell auf eigenen Wunsch. In der Außendarstellung so überzeugend, dass es fast jeder glaubte.

Tatsächlich fühlte sich das finale Gespräch mit meinem Chef für mich so an, wie wenn man den kalten Lauf einer Pistole an der Schläfe spürt und einem der Erpresser verspricht, dass er nicht abdrücke, wenn man brav tue, was er wolle. Das Skurrile daran war nur, dass der Halunke in diesem Szenario kein Geld

von mir verlangte, sondern – im Falle meiner Gefügigkeit – mir sogar welches versprach.

Es wurde ein Possenspiel in drei Akten. Im ersten kaufte sich mein Chef von seinem schlechten Gewissen frei, einem vielleicht schwer kranken Mitarbeiter nicht die Stange zu halten (dummerweise hatte ich ihm im Vertrauen von meiner unsicheren Diagnose erzählt). Im zweiten bedauerte er vor versammelter Mannschaft meinen überraschenden Ausstieg. Und im dritten vergaß er auf meiner Lebewohlfeier bei seiner Laudatio nicht nur die lobenden Worte für mich, sondern obendrein das Abteilungsgeschenk.

In meiner kurzen Dankesrede log ich so tatkräftig mit wie ich konnte und merkte währenddessen, dass es ziemlich schwierig ist, als Enthaupteter das Gesicht zu wahren. Als mich dann auch noch Claudia zum Abschied herzlich umarmte, bekam die Farce eine weitere Protagonistin. Ich wollte nur eins: ganz schnell weg von hier!

Als ich am Morgen danach in den Spiegel blickte, sah ich kein Gesicht, sondern den Ausdruck eines Dilemmas. Im ersten Moment erkannte ich mich noch und im nächsten fragte ich mich, wer dieser Typ eigentlich war. Meine blauen Augen flimmerten in mattem Grau, das schelmische Lächeln hatte sich in zwei herunterhängende Mundwinkel verwandelt und die schneidige Matt-Damon-Frisur schimmerte deutlich mehr asch als blond. Auch wenn ich an mir runterschaute, wurde es nicht besser. Meine knapp 1,90 Meter kamen mir plötzlich zwergenhaft vor, und die drahtigen Arme und Beine wirkten dürr und gebrechlich. Satte acht Kilo hatte ich abgenommen – leider an den falschen Stellen.

So, wie dieser Typ aussah, fühlte ich mich auch. Das Frühstück schmeckte fad, alle Farben wurden glanzlos. Sämtliche Dinge, die eine Bedeutung für mich gehabt hatten, erschienen mir nur noch als Nichts. Dazu meldeten sich Selbstzweifel: Wieso ich? Und warum auf diese Art? Ich hatte doch immer

alles sorgfältig geplant und geregelt. Nun waren fast alle meine Sicherheiten auf einmal weg! Wie sollte es bloß weitergehen ohne Netz und doppelten Boden?

Ich hatte keine Ahnung und fing an, Sachen zu tun, bei denen ich nicht darüber nachdenken musste. Tagsüber stemmte ich Gewichte im Fitnessstudio, und abends schaute ich mir in der Glotze bis zum Erbrechen Trash-TV-Sendungen an. Auf dem Wohnzimmertisch stapelten sich leere Bierflaschen. Zur Hölle mit meinem Dokortitel!

Doch selbst mir war klar, dass das nicht lange gut gehen konnte. Aber ich brauchte erst noch einen Wachmacher: Nach drei Wochen war ich so durch den Wind, dass ich mir morgens versehentlich Salz statt Zucker in den Kaffee schüttete.

Ich nahm eine kalte Dusche, kochte mir einen Tee und setzte mich in die warme Julisonne auf den Balkon. Wie war ich bloß in diese ganze Situation hineingeschliddert? Und was konnte ich tun, um mich wieder lebendig zu fühlen? Was fühlte ich überhaupt noch?

Oberflächlich vor allem Wut, besonders natürlich auf Claudia und meinen Ex-Chef. Nicht nur, dass sie mich in der Not einfach fallen ließen. Die beiden hatten mir auch Existenzielles genommen: sie meine Liebe und er meinen sozialen Status.

Doch ich war mindestens genauso wütend auf mich selbst. Wieso hatte ich mir das alles bieten lassen? Warum konnte ich mich nicht besser wehren? Und weshalb lenkte ich mich nun stumpfsinnig ab, anstatt mich der Frage zu stellen, wie ich jetzt weitermachen wollte?

Tiefer in mir drin fühlte ich mich ohnmächtig und leer, gefangen in meinem Schicksal. Dabei war das eigentlich total absurd. Denn wenn ich mal über den Tellerrand des ganzen emotionalen Mists hinausschaute, war ich objektiv betrachtet doch nun völlig frei – so frei wie nie zuvor in meinem Leben! Wieso zum Kuckuck fühlte sich das aber nicht so an?

Die Antwort war so naheliegend, dass ich sogar selbst draufkam: Ich wusste überhaupt nicht, was Freiheit ist. Bisher hatte

sich dieses Gefühl bei mir höchstens mal nach Feierabend oder im Urlaub kurz gemeldet. Und wenn ich ehrlich war, hatte ich es in meinem so perfekt eingerichteten Leben auch gar nicht groß vermisst.

Plötzlich spürte ich wieder Blut durch meine Adern fließen. Was würde passieren, wenn ich der Sache mal ernsthaft auf den Grund ginge? Denn das Wichtigste, was ich dafür brauchte, hatte ich ja jetzt reichlich: Zeit. Auch vom Zweitwichtigsten war nach den vielen Jahren harter Arbeit genug vorhanden. Warum sollte ich mein sauer verdientes Geld nicht mal in etwas wirklich Sinnvolles investieren? In mich!

Ich kündigte meine Mitgliedschaft im Fitnessstudio, räumte den Fernseher in den Keller und brachte die Bierflaschen zur Pfandstation. In den nächsten fünf Spätsommerwochen spazierte ich vormittags oft durch den Park, las mittags in der Hängematte auf dem Balkon Bücher über die Kunst des Reisens und ging abends regelmäßig unter Menschen, häufig ins »Schopenhauer«, meine Frankfurter Lieblingsbar.

Eines Morgens entdeckte ich im Spiegel mein Gesicht wieder. Die blauen Augen schauten mich zwar noch etwas unsicher an, aber das schelmische Lächeln zwischen den Wangengrübchen strahlte unverkennbar leise Zuversicht aus. Denn ich hatte einen neuen Plan!

Kurz bevor ich ihn in die Tat umsetzte, weihte ich per Brief einen meiner besten Freunde ein.

Mein lieber Franz,

ich kann es kaum glauben, dass unsere krachende Abendnacht im »Schopenhauer« schon vier Wochen her ist. Mann, es tat mir so unendlich gut, dass Du sofort mit Blaulicht über die Autobahn gerast kamst und für mich da warst, als ich Dich brauchte! Ich hoffe, Du weißt, wie dankbar ich Dir dafür bin.

Ich möchte mich auch nochmal für mein Selbstmitleid entschuldigen, das Du zwischendurch immer wieder ertragen musstest. Wenn ich mich recht erinnere, war der Gipfel, als ich über das Zitat an der Wand gelästert

*habe: »All unser Übel kommt daher, dass wir nicht allein sein können.«
Dabei bin ich doch selbst das beste Beispiel!*

Nach unserem Gespräch habe ich damit begonnen, meine Bedürfnisse nach Sicherheit und Zugehörigkeit mal zu hinterfragen. Leider kam ich dabei nicht besonders weit, denn ich hänge einfach zu sehr an ihnen. Aber ich hoffe, dass sich das bald ändern wird, wenn ich aufbreche. Ja, Du hast richtig gelesen! Ich traue mich jetzt und mache es: Gegen jegliche Vernunft gebe ich aus allem raus. Raus in die Welt!

Nachdem ich in den schwierigen Bedürfnisthemen steckengeblieben war, habe ich es erstmal mit einer leichteren Frage versucht: Was will ich wirklich vom Leben? Also was sind meine wahren Träume und Sehnsüchte? Ich war total erschrocken darüber, wie schnell ich Antworten darauf fand – wahrscheinlich, weil sie schon so lange in mir schlummerten.

Mein Traum ist, in Lateinamerika Spanisch zu lernen, und ich habe Sehnsucht nach der Ferne: Australien, Neuseeland, die Südsee. In den vergangenen 16 Jahren saß ich im Angestelltensicherheitstrakt. Nun schenke ich mir ein Jahr auf Bewährung. Meine einzigen Auflagen sind: Geh Deinen Träumen und Sehnsüchten nach! Allen. Jetzt!

Mein Vater hat bloß mit dem Kopf geschüttelt, als ich ihm davon erzählte. Du kennst ihn ja. Ich solle mir besser möglichst schnell den nächsten Job suchen, hat er gesagt. Und wenn ich noch Kinder haben will, solle ich mich schleunigst nach einer neuen Partnerin umsehen. Mein Sicherheits- und mein Zugehörigkeitsbedürfnis zuckten kurz. Aber ich sehne mich gerade nach ganz anderen Dingen.

Ich hoffe, Du hältst mich jetzt nicht für verrückt. Obwohl ich das genau genommen sogar bin. Denn verrückt ist ja erstmal nur anders und nicht gleich bescheuert. Ich möchte einfach mal eine Zeit lang ein Leben ohne Verpflichtungen und Kompromisse führen. Losfahren, loslassen und dabei lernen, wie sich Freiheit anfühlt. Ich habe mir ein Notizbüchlein gekauft, in das ich unterwegs eintragen werde, wo ich ihr begegne, wie ich sie erlebe und was sie mit mir macht. Und wenn wir uns das nächste Mal sehen, werde ich Dir boffentlich sagen können: Ich bin frei!

Während meiner Vorbereitungen musste ich mich auch ein bisschen selbst austricksen, weil ich halt für alles immer einen verdammten Plan

brauche. Ich bin ins Reisebüro um die Ecke gegangen und habe die gefragt, wo man in Lateinamerika am besten Spanisch lernen kann. Und die haben geantwortet: bis auf Brasilien eigentlich fast überall. Also bin ich mit einem Haufen Broschüren wieder raus und habe tagelang das Internet durchforstet. Eine Woche später standen meine ersten vier Etappen fest: Kuba, Costa Rica, Argentinien, Mexiko.

Ich habe mir diese Ziele auch unter dem Gesichtspunkt des Freiheitsprozesses ausgesucht. So, wie ich ihn mir vorstelle: aufeinander aufbauend. Auf Kuba soll es angeblich den weltweit härtesten Rum und die besten Zigarren geben – sicherlich gut fürs Vergessen. Über Costa Rica habe ich gelesen, dass dort das echte Leben bereits in der Begrüßung auf einen wartet – bestimmt hilfreich fürs Verstehen. Zu Argentinien's Hauptstadt Buenos Aires hat mir mein Freund Bernhard geraten, weil das seiner Meinung nach die aufregendste Metropole der Welt ist – gewiss förderlich für Inspiration. Und das Örtchen Playa del Carmen in Mexiko verspricht mir Sonne, Strand und Meer – klingt nach dem perfekten Umfeld fürs Verarbeiten.

Bevor Du jetzt mit der Stirn runzelst, gebe ich es lieber gleich zu: Jaaa, natürlich zweifle ich auch! Laufe ich nicht vor mir selbst weg? Werde ich mich nicht einsam fühlen? Wie komme ich zurück? Komme ich überhaupt zurück? Und sollte ich nicht besser doch den Ratschlägen meines Vaters folgen?

In diesen Momenten führe ich mir vor Augen, wie schnell mein Leben vorbei sein könnte, und frage mich dann, was ich in der mir verbleibenden Zeit noch tun würde. Weiter Karriere machen und Geld verdienen, das ich nicht mehr ausgeben könnte? Ganz bestimmt nicht! Und so bete ich mir mantrahaft immer dieselbe Antwort vor: Spätestens auf dem Sterbebett werde ich besonders die Dinge bereuen, die ich wirklich wollte und nicht getan habe.

Erinnerst Du Dich, was über der Speisekarte im »Schopenhauer« steht? »Der Wechsel allein ist das Beständige.«

In diesem Sinne lass es Dir gut gehen, mein Lieber, und grüß mir Tina und die Kinder!

Ich bin jetzt mal unbeständig.